

# Marxismus und Denken im Anschluss an Marx in der DDR; und deren ausstehende Kritik

---

## Vorbemerkung

Der Beitrag bietet eine Sicht auf den Marxismus in der DDR, die aus den eigenen Erfahrungen des Autors bestimmt sind. Insoweit unterscheiden sie sich von Sichten anderer, die durch Alter, Familiengeschichte oder Sozialisierung andere Erfahrungen gemacht haben und auf andere Art Einblick in Diskussionsprozesse hatten. Des Weiteren ist die Darlegung aus der Sicht eines Ökonomen geschrieben und wird, was die Auswahl von Beispielen betrifft, davon auch bestimmt sein. Es geht hier auch nicht um eine Kritik des DDR-Marxismus, bestenfalls um einen Versuch, Ansatzpunkte für eine solche zu diskutieren. Außerdem verführt das Thema dazu, die Grenzen des DDR-Marxismus in den Mittelpunkt zu stellen. Das wird auch in den Mittelpunkt des Beitrages geraten – die Frage der produktiven Leistung wird demgegenüber quantitativ zurücktreten. Qualitativ ist dies allerdings falsch. Unabhängig von den Begrenzungen bedeutet Kritik des Gegenstandes zu verstehen, dass die Begrenzungen und die neuen Erkenntnisse selbst Produkt der Auseinandersetzung mit einer neuen Widerspruchskonstellation darstellen, die die westliche Diskussion nie kennen konnte. Das hohe Maß persönlicher Betroffenheit auch noch meiner Generation verbietet es offensichtlich, zu dieser Kritik vorzudringen. Das allein schon ist ein Teil des Problems. Um es vorweg zu nehmen: Die Erfahrung der DDR verweist darauf, dass ein akademischer Marxismus unmöglich ist. Seine Akademisierung und Intellektualisierung war in entscheidendem Maße Quelle seines Zusammenbruchs. Er scheiterte an der Unfähigkeit, die Forderung einzulösen, die Marx in der dritten Feuerbachthese formuliert: „Die materialistische Lehre, dass die Menschen Produkte der Umstände und der Erziehung, veränderte Menschen also Produkte anderer Umstände und geänderter Erziehung sind, vergisst, dass die Umstände eben von den Menschen verändert werden und daß der Erzieher selbst erzogen werden muss. Sie kommt daher mit Notwendigkeit dahin, die Gesellschaft in zwei Teile zu sondern, von denen der eine über der Gesellschaft erhaben ist. (Z.B. bei Robert Owen.) Das Zusammenfallen des Änderns der Umstände und der menschlichen Tätigkeit kann nur als umwälzende Praxis gefaßt und

rationell verstanden werden.“ (Marx 1981 (1845), 5) Tatsächlich war es nicht gelungen, der „Erhabenheitsfalle“ zu entgehen und musste daher an der Praxis scheitern.

## **Der Zusammenbruch**

Es ist fast schon ein Pflichtsatz – Marxismus in der DDR sei zur Herrschaftsideologie verkommen und habe somit ohnehin nichts beigetragen und nichts mehr zu bieten. Die hier unterstellte Homogenität hat allerdings so nie bestanden. Die These verstellt zudem eine Reihe von Problemen, mit denen jegliches linke Denken in Übergangszeiten konfrontiert ist. Die Erstaunlich daran ist, dass allein in dieser Sichtweise die Sprechenden die Position der Kreise in der DDR einnehmen, für die Gesellschaftswissenschaft tatsächlich nicht mehr war, als Legitimation und Ideologie. Gepaart mit Unkenntnis der Diskussionen in ihrer Breite wird somit der eine ideologische Standpunkt mit einem anderen ideologischen Standpunkt pariert. Freilich hat das wenig mit Wissenschaftlichkeit und noch weniger mit marxischer Tradition zu tun. Es handelt sich auch keineswegs um eine Spezifik des DDR-Marxismus. Die jeweiligen Lesarten von Marx in der westlichen Welt wirkten für deren Anhänger nicht weniger identitäts- und legitimitätsbegründend, die damit verbundenen Ausschlüsse Anderer nicht weniger konsequent. Das zeigte sich nicht zuletzt auch in der Debatte auf dieser Konferenz.

### **Ein gemeinsames Problem**

Die gegenseitigen Anwürfe und Abgrenzungen, auch hier eine Analogie in beiden Richtungen, hatten ihre Wurzeln teilweise schon in den zwanziger Jahren und wurden in der Bewegung über die Generationen weitergegeben, wobei die folgende Generation den eigentlichen Anlass z.T. gar nicht mehr kannte. So ersetzte die Zuschreibung immer mehr die Kritik. Insofern sind die hier zu diskutierenden Fragen durchaus gemeinsame Probleme ost- und westdeutscher Intellektueller. Nicht zuletzt ist uns gemeinsam, dass die Verbreitung marxischen Denkens in Schulungen, Zirkeln und im akademischen Raum gleichermaßen gescheitert ist.

Auch wenn viele ehemalige GesellschaftswissenschaftlerInnen aus der DDR den Standpunkt teilen, man habe nichts zur Weiterentwicklung der Geisteswissenschaften beigetragen, und auch wenn viele von ihnen die Marxsche Richtung, so sie überhaupt noch wissenschaftlich tätig sein konnten, verlassen haben – eine Kritik des Marxismus in der DDR im Marxschen Sinne ist mit seinem Verwerfen allein nicht geleistet. Die Nicht-Kritik hat sich zu einer entscheidenden Blockade bei einer Rekonstituierung der

marxschen Denkrichtung entwickelt. Vielmehr geht es hier eher um ein Ausweichen vor dem Problem der Umgangs mit Wissenschaft, wenn sie nicht mehr nur einer Bewegung, sondern tatsächlich der Gesellschaft materiell konkret verantwortlich wird, wenn Ergebnisse sich tatsächlich in Entscheidungen umsetzen könnten, die Millionen Menschen unmittelbar in ihrem alltäglichen Leben betreffen.

Der DDR-Marxismus ist als geistesgeschichtliches Phänomen einer Kritik zugänglich, weil sein Werden und Vergehen wie auch dabei wirkenden Bedingungen weitgehend offenliegen. Dabei muss freilich eine Ungenauigkeit mit in Rechnung gestellt werden. Zwar ist die Geschichte des an Marx anknüpfenden Denkens der DDR als akademische Geschichte vorbei, aber es lebt noch in den Anschauungen und in der Handlungsweise eines Teils der heute politisch (selten akademisch) Aktiven. Ein großer Teil der ostdeutschen PDS-Funktionäre und Aktiven verfügten über eine akademisch-marxistische Bildung oder hatten sich in der einen oder anderen Weise im Rahmen verschiedener Formen politischer Bildung mit dem Marxismus befasst – oder befassten müssen. Freilich erfährt dieses Denken keine Ausformung als Schule oder als Identität, wie dies in den verschiedenen Spielarten des sog. westlichen Marxismus der Fall ist. Strukturen, wie das Marxistische Forum oder die Kommunistische Plattform beruhten in ihren Attributen auf einer Selbstzuschreibung, die ihre Basis bestenfalls in einem Teil der in der marxschen Tradition in der DDR geführten Diskurse findet. Auch sagen diese Selbstzuschreibungen nichts darüber, ob in ganz anderen Zusammenhängen nicht in gleicher Weise oder auch viel profunder die Tradition marxschen Denkens fortgesetzt wurde. Diese Erscheinung nach dem Zusammenbruch des Marxismus als Staatsideologie und dem Verschwinden des akademischen Rückgrats der Entwicklung eines Denkens im Anschluss an Marx weisen darauf hin, dass kurzschlüssige Bewertungen, auch wenn sie auf Selbstbeichtigungen oder Selbstkritik der Akteure selbst beruhen, das Problem des Marxismus in der DDR nicht erschöpfen und schon gar nicht erklären. Sie erfassen auch nicht dissidente Strömungen, die nicht den Weg einer Angela Merkel oder eines Joachim Gauck gegangen sind und auch 1989/90 schon völlig andere Vorstellungen zur Perspektive der DDR hatten. Sie hatten auch wirklich nichts mit Legitimationsideologie zu tun.

Die Breite des Weiterdenkens nach 1990 verweist bereits auf die innere Heterogenität dessen, was für die DDR als Marxismus bezeichnet wird. In fundierter Art und Weise

untersuchte dies Herbert Wolf<sup>1</sup> 1994. Der „offizielle“ Marxismus stellte sich dar „in verschiedenen, überwiegend widersprüchlichen und teilweise sogar den proklamierten Zielen abträglichen Existenzformen (zugleich Funktionen)..., die zwar einander bedingen, und dennoch sorgfältig unterschieden werden müssen, wenn man sich nicht verirren will.“ (Wolf 1994, 14) Eine Kritik des „Marxismus in der DDR“ würde es erfordern, die neben dem von Herbert Wolf angesprochenen „offiziellen Marxismus“ (der für sich genommen schon hinreichend widersprüchlich ist) existierenden weiteren Lesarten des Marxschen Erbes in den Blick zu nehmen. Die Liste ließe sich endlos erweitern, erwähnt seien nur die Namen Kohlmey, Seidel, Bloch, Harich, Havemann, Ruben oder Bahro.

Die massenhafte Verbreitung marxscher Werke, ihre massenhaftes Studium, ihre Interpretationsversuche usw. erreichten keine Verankerung des marxschen Emanzipationsanspruchs in der breiten Gesellschaft. Dieser („gelehrte“) Anspruch wurde im Moment der Krise 1989 nicht handlungsrelevant, sondern verwandelte sich für die einen in eine schöne, aber unpraktikable Weltanschauung, für die anderen bestätigte sich die Meinung, dass Marxismus an sich unpraktikabel sei – egal ob als Weltanschauung oder handlungsbegründende bzw. –unterstützende Wissenschaft. Das Dilemma wurde deutlich, als 1989/90 von den Akademikern erwartet wurde, dass sie nun aus den Schubladen ihre Konzepte holen sollten, die sie unter dem Druck „von oben“ bisher nicht hätten realisieren können. Im Moment, der also in der Vorstellung von Marx und Luxemburg das „Schöpfungertum der Massen“ herausfordern sollte, wurde eine akademische Lösung gefordert, ein „Modell“, mit dem sich alle Probleme auflösen könnten. Diese Forderung war für viele, die sich bis dahin auch in den Wissenschaften als Marxisten bezeichneten, durchaus auch eine Selbstanforderung, an der sie aber scheitern mussten. In der Krise des Realsozialismus kumulierten auch die Krise nicht nur der Verbreitung, sondern auch der Produktion von Wissen über die Gesellschaft und der Wege der Umsetzung dieses Wissens in Handeln. Betrachtet man Marxismus nun ausschließlich unter dem Gesichtspunkt der Art, wie diese Einheit versucht wurde herzustellen, dann ist er tatsächlich tot. Das ist keine Frage der Theorie, sondern der Praxis. Ohne eine differenzierte Betrachtung der einzelnen Bereiche ist aber dieser Tod nicht zu erklären, so wenig, wie das skizzierte partielle Weiterleben einiger

---

<sup>1</sup> Herbert Wolf war in den sechziger Jahren einer der theoretisch-konzeptionellen Köpfe der Wirtschaftsreformen im Rahmen des NÖS. Nach dem Abbruch dieses Prozesses lehrte er als Professor an der Hochschule für Ökonomie in Berlin (DDR).

Bruchstücke. Die Charakteristik des Zustandes 1989 fordert jedoch als Ansatz der Kritik Antworten zum Werden dieses Zustandes heraus. Um dies zu verstehen, muss man tatsächlich in die zwanziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts zurück blicken.

### **Die geschichtliche Seite**

Der Marxismus, soweit damit das Denken in Anschluss an Marx und das Handeln ausgehend von der damit verbundenen Weltsicht gemeint ist, entstand als Moment eines Transformationsprozesses im 19. Jahrhundert, in dem sich gesellschaftliche Rolle und Stellung verschiedener Akteure grundlegend wandelten. Jeder neue Umbruch produzierte entsprechend in ähnlicher Weise eine Neukonstituierung des Denkens in Anschluss an Marx. Für die Konstituierung des DDR-Marxismus war dabei eine Reihe von Bedingungen maßgeblich, auf die hier allerdings auch nur skizzierend eingegangen werden kann.

Die Traditionen und Strukturen der politischen Bildung der kommunistischen und sozialdemokratischen Strömungen waren (auch wenn noch aus der Erinnerung teilweise präsent) weitgehend gebrochen, linke TheoretikerInnen waren über die Welt zerstreut und wählten, so sie zurückkamen, nicht unbedingt in die Sowjetische Besatzungszone oder die DDR. Stalinismus und Kalter Krieg, oft von faschistischen Stereotypen geprägtes Alltagsbewußtsein, die Präsenz bürgerlicher akademischer und kultureller Traditionen und religiös fundierte ideologische Muster wirkten mit den Versuchen der Etablierung einer neuen, anderen Gesellschaft zusammen. Wenn es einen ideologischen Konsens gab, dann den für Frieden und Normalität – was die Einzelnen darunter dann auch immer verstanden. Von den neuen Machthabern wurde erwartet, dass sie die Alltagsprobleme lösen – und sie erwarteten von sich selber, dass sie die Alltagsprobleme anders lösen könnten, als dies in einer bürgerlichen Staatlichkeit erfolgen würde. Dieses „anders“, soweit es über die Beseitigung offensichtlich faschistischer Institutionen hinausging, war aber gegenüber den Massen erklärungsbedürftig. Warum soll man sich für etwas engagieren, dessen Ausgang ungekannt, unsicher ist? Die Rede ist hier nicht vom Moment des Umsturzes des Alten, sondern von dem Danach, der Suche nach anderen eigenen Wegen. Dass der Umsturz im konkreten Fall nicht durch die Massen selbst bewerkstelligt wurde, mindert nicht die Allgemeinheit der Fragestellung. Das Marxsche Denken bot sich als Bezugspunkt an, weil es in erster Linie die Sinnhaftigkeit von Veränderungen grundsätzlicher Natur, das „Umwerfen“ aller bisherigen Verhältnisse prinzipiell anerkannte und diese Möglichkeit

auch begründete. Die Welt als veränderbar zu sehen, unter dem Gesichtspunkt ihrer Veränderbarkeit anzuschauen und sich selbst, unabhängig von der eigenen Stellung in der Gesellschaft, als Subjekt der Veränderung zu sehen machte und macht die weltanschauliche Qualität des Marxschen Denkens aus. Weltanschauung, Theorie und Praxis fallen in diesem entscheidenden Punkt zusammen. Dieses Zusammenfallen machte die Attraktivität der Marxschen Vorstellungen in der jungen Arbeiterbewegung des 19. und frühen 20. Jahrhunderts aus. Der Marxismus formte sich nicht akademisch (das konnte er auch gar nicht), sondern in ganz praktischen Auseinandersetzungen vor allem der 80er und 90er Jahre des 19. Jahrhunderts. Persönlichkeiten wie Labriola, die unmittelbar als praktizierende Akademiker zur marxschen Tradition kamen, waren eher die Ausnahme. Vielmehr musste sich die marxsche Denkrichtung oft gegen den akademischen Betrieb sowie akademische Marx-Interpretationen oder -Kritiken durchsetzen. Der Katheder-Sozialismus war die erste dezidiert gegen die marxsche Richtung entstehende reformerische Strömung. Das Engagement als Sozialdemokrat marxscher Richtung war mit einer akademischen Karriere unvereinbar. Der entstehende Parteiapparat und die sozialdemokratische Reichstagsfraktion formierten sich zu einem wachsenden Teil aus akademisch gebildeten Funktionären, denen allerdings die marxsche Theorie oft fremd blieb. (Schröder 1976)<sup>2</sup>

Historisch war es nicht zuletzt auch der Widerstreit mit den religiösen Welterklärungen – die seit Anfang des 19. Jahrhunderts sich unzweideutig in das Bündnis von Thron und Kirche einordneten, und die frühen sozialreformerischen Anschauungen (darunter auch die des in der jungen Arbeiterbewegung sehr einflussreichen Lassalle), die eine alternative Verknüpfung von Theorie und Weltansicht schlichtweg provozierten. Die Verbreitung des Marxismus als Weltanschauung war nicht einfach Ergebnis von Propaganda. Propaganda kann nur erfolgreich sein, wenn es einen Grund für die Adressaten gibt, sie als ihre Weltanschauung verändernd zu rezipieren.

Das Zusammenfallen von Weltanschauung, Theorie und Praxis machte die Entwicklung des Marxismus als Wissenschaft, auch und gerade nach Marx überhaupt nur möglich. Für Marx selbst war sein Wirken als Wissenschaftler nur mit dem Bezugspunkt zur Praxis der Gesellschaftsveränderung sinnvoll. Man betrachte dazu die Vorworte zu seinem am konsequentesten wissenschaftlichen Werk, dem Kapital, das zugleich sein praktischstes ist. Diese aus der Praxis sozialer Kämpfe hervorgehende Einheit von

---

<sup>2</sup> Dies ist einer der Hintergründe des Revisionsismusstreites in der SPD um 1900.

Theorie und Weltanschauung war für die Generation, die die Politik der frühen DDR maßgeblich prägten (Ulbricht, Pieck etc.), als selbstverständlich gegeben.<sup>3</sup> Genauso selbstverständlich war für sie freilich auch der Gegensatz zur Sozialdemokratie und deren Theoretikern, der sich aus der eigenen Erfahrung ihres völligen Scheiterns am Vorabend des 1. Weltkriegs speiste. Bewegten sich die Auseinandersetzungen um den marxischen Ansatz vor dem 1. Weltkrieg weitgehend im Rahmen einer Partei (was die Schärfe der Polemik, etwa zwischen Luxemburg und Bernstein nicht minderte), so fiel die Auseinandersetzung nach 1918 mit der Auseinandersetzung zwischen Parteien, an erster Stelle zwischen KPD und SPD zusammen. Beide Parteien verstanden wenigstens teilweise in der Tradition von Marx. Beide unterschieden sich aber grundlegend in ihrer Position zum deutschen Staat und zum Wie der Auseinandersetzung zwischen Kapital und Arbeit. Sie verwandelten sich damit zu Antipoden in den täglichen politischen Auseinandersetzungen. Der Kampf um den „wahren“ Marx und den „wahren“ Marxismus war untrennbar mit der eigenen politischen Legitimation verknüpft. Dies umso mehr, als dass die KPD 1923 mit dem Ende des revolutionären Prozesses in Deutschland eine Niederlage hinnehmen musste. „Der „Luxemburgismus“ wurde zum Sammelbegriff für jene angeblichen Schwächen der deutschen Partei, die letztlich den Erfolg des „deutschen Oktobers“ vereitelt haben sollten.“ (Kinner 2002, 309) Damit gerieten theoretische und politisch-konzeptionelle Ansätze, wie sie anknüpfend an marxische Traditionen etwa von Rosa Luxemburg in Auseinandersetzung sowohl mit der Bernsteinschen wie auch mit der Leninschen Linie entwickelt wurden, in eine Zwickmühle. Bis dahin, so Kinner an gleicher Stelle, wurde Luxemburgs „Akkumulation des Kapitals“ als „theoretische Grundlegung des Kommunismus in Deutschland“ betrachtet.<sup>4</sup> Die mit der Gründung der Kommunistischen Internationale gegebene Globalisierung der Kommunistischen Strömung unter Hegemonie der russischen bolschewistischen Strömung verwandelte jegliche Lenin-Kritik in ein Politikum. Die Konstruktion des „Luxemburgismus“ um 1925 als „fehlerhaftes System“ (Oelßner 1952, 156ff.) war Instrument, um die Organisationsidentität der kommunistischen Parteien

---

<sup>3</sup> Gleichfalls waren sie und ihre NachfolgerInnen natürlich in die Netzwerke der damaligen Zeit eingebunden, die parteienübergreifend und über politische Spaltungen hinweg fortbestanden. Dies galt für eine bestimmte Schicht von Funktionären und WissenschaftlerInnen offensichtlich bis zum Ende der DDR.

<sup>4</sup> Eine fundierte Kritik Luxemburgs genau in diesem Sinne unternimmt Fritz Behrens in den siebziger Jahren (Behrens 1976, 220ff.); und damit auch implizit eine Kritik der Auffassungen Fred Oelßners.

gegen jede Infragestellung zu schützen. Luxemburg wurde letztlich die Qualität als eine der wichtigsten ExponentInnen der Marxschen Tradition abgesprochen. Das übrigens in völligem Gegensatz zu Lenin, der sie trotz aller Differenzen (und trotz offensichtlich starker gegenseitiger Abneigung) 1920 als hervorragende Vertreterin eines „unverfälschten Marxismus“ bezeichnete. (Lenin 1974, 334) Clara Zetkin beschrieb den Boden, auf dem sich die politischen (und letztlich auch theoretisch-konzeptionellen) Spaltungen in der KPD entwickelten 1927 folgendermaßen: „Der Grund dazu ist, daß es den meisten Mitgliedern der Z[entrale] fehlt an Kenntnissen - zumal auch über die Geschichte der Arbeiterbewegung -, an theoretischer Schulung, an politischen Fähigkeiten und politischem Instinkt, an Talenten der Darstellung und Überzeugungskraft und last not least - an Charakterfestigkeit. Allein je mehr diese Mängel an dem Einzelnen vorhanden sind, um so unerschütterlicher ist sein Glauben, daß er der „Deutsche Lenin“ sei.“ (Reuter et al. 2003, 38)

Die LehrerInnen der 1. Generation von GesellschaftswissenschaftlerInnen und die 1. Generation der Partei- und Staatsfunktionäre in der DDR durchliefen diese Schule. (vgl. ausführlich Krinn 2007) Wenige, wie etwa Hermann Duncker verkörperten die Kontinuität aus der sozialdemokratischen marxistischen Bildungsarbeit und Theorieentwicklung vor 1914 bis in die frühen Jahre der DDR. Duncker war ab 1907 Wanderredner der SPD und arbeitete wie Luxemburg an der Parteischule und war dann in den ersten Jahren der DDR Rektor der Gewerkschaftshochschule.<sup>5</sup> (Černý 1992, 92) In den zwanziger Jahren wurden die leninsche und dann die stalinsche Lesart des marxschen Erbes in der bolschewistisch-kommunistischen Richtung dominant. Dieser Prozess bestimmte die Entwicklung des Denkens in Anschluss an Marx in der DDR nachhaltig. Die mit der Bolschewisierung und dann Stalinisierung der KPD verbundenen offiziellen Ausschlüsse, etwa der unter Stalin dann Ermordeten (Bucharin usw.), der aus der KPD ausgeschlossenen oder im Faschismus ermordeten Theoretiker und Agitatoren bedeutete allerdings nicht, dass deren Zuhörer, Schüler und Kollegen deren Auffassungen automatisch vergessen hätten. So vermerkte Erich Honecker in seinen Memoiren (1980) im Zusammenhang mit seiner Moskauer Zeit an der Lenin-Schule die Rolle Bucharins (er wurde erst mehrere Jahre später in der UdSSR rehabilitiert) und betont dessen große Rolle für die Formierung des politischen Bewusstseins in der

---

<sup>5</sup> Demnächst wird im Karl Dietz Verlag eine Ausgabe der Briefe von Käthe und Hermann Duncker erscheinen, die Aspekte der hier behandelten Fragen in Verflechtung von Wissenschaftlichem, Politischem und Persönlichem weiter erhellen wird.



kommunistischen Strömung. (Honecker 1980, 37f.) Diese Äußerung, die persönlich ehrenhaft war, bedeutete praktisch jedoch keine Öffnung in Wissenschaftspolitik oder in Lehre im Sinne einer kritischen Rückbesinnung. Auch zeigt der Sachverhalt, dass die Erwähnung des Namens Bucharin im Jahr 1980 noch ein Politikum war, wie stark das stalinsche Erbe und die entsprechenden Verdrängungsmechanismen noch präsent waren.<sup>6</sup> Honecker (geboren 1912) ist symptomatisch für die zweite Generation, für die die leninschen bzw. stalinschen Interpretationen bereits gesetzt waren und die die Spaltung der Arbeiterbewegung sowie die damit verbundenen theoretischen Abgrenzungen als Normalität erlebten. Gleiches gilt für Kurt Hager, der als für die gesellschaftswissenschaftlichen Einrichtungen zuständiger Sekretär des Politbüros der SED lange Zeit die Bedingungen für die Entwicklung marxischen Denkens in erheblichem Maße beeinflusste. Sie stützten sich auf ein eigenes Parteibildungssystem der KPD und der KPdSU (bzw. der Komintern) wie auch auf den in der UdSSR entstandenen akademischen Marxismus. Zentral dabei war die Lenin-Schule der Komintern, in der Funktionäre der Kommunistischen Parteien ausgebildet wurden, an der aber auch ReferentInnen aus anderen Kommunistischen Parteien lehrten. Zu den Schülern und später auch Lehrern an der Lenin-Schule gehörte z.B. der mit seiner Luxemburg-Kritik bereits erwähnte Fred Oelßner, der nach 1945 eine wesentliche und widersprüchliche Rolle in den ökonomischen Diskussionen spielte.

Diese Praxis der Delegation von WissenschaftlerInnen und FunktionärInnen (die durchaus wissenschaftlich und politisch bereichernd war) an die Parteihochschule der KPdSU (als mehrmonatige Weiterbildung) oder die Akademie für Gesellschaftswissenschaften in Moskau (mit dem Ziel der Promotion) blieb bis zum Ende des Realsozialismus Praxis, wobei ihr Stellenwert tendenziell sank.

Die aus der zunehmenden Stalinisierung resultierende Begrenztheit kollidierte aber mit dem Bildungshorizont vieler Intellektueller, die sich in den 20er Jahren den unterschiedlichen Strömungen der Arbeiterbewegung näherten und sich ihren Parteien anschlossen. Sie erarbeiteten ihre marxistische Bildung nicht in erster Linie aus den Kursen, sondern in Auseinandersetzungen mit ihren Lehrern bzw. den Denkrichtungen, mit denen sie beim Studium bzw. in ihrer wissenschaftlichen Arbeit konfrontiert wurde. Dabei wurde die Kollision noch nicht als solche wahrgenommen, vielmehr war das Bekanntwerden mit Marx oft auch ein Akt der Befreiung aus der Enge des tradierten

---

<sup>6</sup> Es soll von sowjetischer Seite ob dessen Verstimmung signalisiert worden sein.

akademischen bürgerlichen Denkens. Bertold Brecht (für den Karl Korsch ein wichtiger Partner auf dem Weg zum Marxismus war), Jürgen Kuczynski, ähnlich wie Georg Lukasz u.a. standen für diese Generation, die naturgemäß eine Vielzahl weiterer Erfahrungen und Einflüsse anderer Denkschulen und einen großbürgerlichen Bildungshorizont mitbrachten. (vgl. z.B. Kuczynski 1997, 14ff.) Wieder andere, wie etwa der Ökonom Fritz Behrens, studierten in den dreißiger Jahren nachdem sie davor als Arbeiter tätig gewesen waren und sich bereits in SPD bzw. KPD engagiert hatten. (Hopfmann 1997) Der erste Chefredakteur des theoretischen Organs der SED „Einheit“ Klaus Zweiling war in den zwanziger Jahren Anhänger Paul Levis, hatte sich als Mitglied der USPD 1923 nicht der VKPD angeschlossen, war eine Zeit lang Mitglied der SPD und dann der SAP. Die aus den Auseinandersetzungen seit den zwanziger Jahren gegebene Überlagerung politischer und theoretischer Probleme sowie die persönlichen Erlebnisse, die Enttäuschungen, Verletzungen, Bedrohungen wurden auf theoretische und politisch-konzeptionelle Debatten zurückgespiegelt. Sie blieben, teilweise für die Jüngeren unsichtbar oder verleumdet, in der Entwicklung der Theorie im Anschluss an Marx immer präsent. Teilweise gilt das bis heute.

Wenn wir von Marxismus in der DDR sprechen, dann schloss er seiner Entstehung nach also politisch und vor allem ideologisch z.T. weit auseinander liegende Richtungen ein, die sich aber alle auf Marx bezogen. Sie bezogen sich auf jeweils spezifische Erfahrungen in den sozialen Kämpfen. Insofern waren sie gleichermaßen legitim. Dieser potenzielle Reichtum wurde allerdings nie als Reichtum, sondern vor allem als mögliche Gefahr gesehen. Es gelang nie, die vielfältigen Strömungen, die sich hier nach Krieg und Faschismus fanden, zu einer Verständigung zu bringen – und dies trotz des gemeinsamen Erlebens des Niedergangs der Arbeiterbewegung 1933 und der Schrecken des Krieges.<sup>7</sup> Dies galt für alle diese Strömungen gleichermaßen, nicht nur für die bolschewistisch-kommunistischer Tradition.

Die inneren Spaltungen wurden sofort nach dem 2. Weltkrieg weiter getrieben. Praktisch stellte sich die Frage nach den Perspektiven des kapitalistischen Weltsystems. Diese Frage war Gegenstand der Varga-Diskussion 1947. Der ungarische Ökonom Eugen Varga war in der ungarischen Räterepublik 1919 Finanzminister gewesen und arbeitete

---

<sup>7</sup> Wolfgang Kießling zeigt dies in seinem Buch über Paul Merker, einen Widerstandskämpfer und Funktionär, der Anfang der fünfziger Jahre wegen aller möglichen angeblichen ideologischen Vergehen unter Anklage stand. Die Mitarbeiter des MfS, die ihn verhörten, hatten eine ähnliche Sozialisierung erfahren, hatten Antifa-Schulungen hinter sich, stigmatisierten ihn aber als Feind. (vgl. Kießling 1994, 298ff.)

ab den zwanziger Jahren vor allem als Krisen- und Konjunkturforscher für die Kommunistische Internationale und die sowjetische Führung. Er wurde zu einem der wichtigsten Theoretiker der marxistischen Kapitalismusanalyse und -theorie in der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts. (vgl. ausführlich Kuczynski 1977) Die von ihm herausgegebene Internationale Pressekorrespondenz (INPREKOR) war ein wichtiges Bindeglied zwischen marxistischer Theorie und politischer Praxis der Kommunistischen Parteien in den KOMINTERN. Bereits Ende der zwanziger Jahre geriet er mit Teilen des Apparates aneinander, weil er aus seinen konkreten Untersuchungen gegenläufige Tendenzen in der Lebenslage der Arbeiter, keinen linearen Niedergang, ableitete. Als er in einer Debatte darauf beharrte, dass man sich beim Vorliegen neuer Forschungsergebnisse nie der herrschenden Meinung unterwerfen dürfe, hielt ihm ein Funktionär<sup>8</sup> entgegen, dass es nicht um die herrschende, sondern um die bolschewistische Meinung ginge.<sup>9</sup> Die Unterordnung des Wissenschaftlichen unter die Meinung des Apparates (nichts anders steht hinter der Formulierung „bolschewistische Meinung“) kam in der Varga-Debatte 1947 voll zum tragen. Im Kern vertrat Varga die These, dass sich der Kapitalismus eben widersprüchlich entwickelt, auch eine Konsolidierung und möglicherweise auch Stärkung nach dem Weltkrieg möglich sei.<sup>10</sup> Die Debatte endete mit einer Verurteilung des Ansatzes. Varga schrieb dann Anfang der fünfziger Jahre ein neues Buch, in dem er nun in der Tendenz das Gegenteil behauptete und den Niedergang des Kapitalismus in den Mittelpunkt stellte. (Varga 1955) Stil, Richtung und Ausgang der Debatte bestätigte einige Wissenschaftler, die aus der sowjetischen Emigration zurückkehrten in ihrer stalinistisch geprägten Wissenschaftsauffassung, warnte kritische Geister und dürfte jüngere, die gerade in die Wissenschaft einstiegen, geprägt haben. Für die Generation von GesellschaftswissenschaftlerInnen und Funktionären, die dann als Jugendliche Ende der vierziger und in den fünfziger Jahren sich den Marxismus aneigneten – und die zu beträchtlichen Teilen aus Haushalten ohne akademischen Hintergrund und ohne linke Familientraditionen kamen – war hier eine klare Schranke gesetzt. Genauer – sie und die

---

<sup>8</sup> Dabei handelte es sich um Heinz Neumann, der eine wesentliche Rolle bei der Stalinisierung der KPD spielte. Er selbst wurde 1937 bei einer der stalinschen Säuberungen erschossen.

<sup>9</sup> Zitiert bei (Kuczynski 1977, 43)

<sup>10</sup> Ein Teil der Debatte ist dokumentiert in: (Kuczynski and Steinitz 1947) Das es sich hier um eine auch heute noch prinzipielle Frage geht sieht man etwa hier <http://www.red-channel.de/mlliteratur/sowjetunion/oekon.htm>

folgenden Generationen erfuhren bestenfalls zufällig etwas über prägende Gestalten und Debatten der Vergangenheit, wenn diese im Gegensatz zu den von der Gründergeneration vertretenen Auffassungen standen.

Vielleicht charakterisierte Jürgen Kuczynski die so entstehende Atmosphäre treffend: „Verständlich mag es sein, jedoch unverzeihlich, wenn Rücksicht auf die eigene Karriere so manchen wissenschaftlichen Funktionär der Lauterkeit des Charakters beraubt und ihn lässig sein lässt im Umgang mit der Wahrheit.“ (Kuczynski 1989, 19)

## **Institutionen**

Anknüpfend an die Traditionen der kommunistischen und der sozialdemokratischen politischen Bildung auf der einen Seite und der Erfahrungen der Remigranten aus der UdSSR aus der anderen Seite vollzog sich beim Aufbau eines auf die Verbreitung des Marxismus-Leninismus orientierten Bildungs- und Forschungssystems ein folgenschwerer Bruch zwischen akademischer und nichtakademischer Richtung. Marx war im Rahmen des „Marxistisch-Leninistischen Grundlagenstudiums“ von allen Studierenden zu lesen, in den Parteien und Massenorganisationen war marxisches Gedankengut obligater Teil der politischen Bildung. Mit der Akademie für Gesellschaftswissenschaften und der Parteihochschule beim ZK der SED, mit den Bezirks- und Kreisparteischulen, der Jugendhochschule der FDJ und dem Partei-Lehrjahr und FDJ-Studienjahr war ein tief gestaffeltes System der Weiterbildung und des Übergangs von der Aus- und Weiterbildung in die Forschung geschaffen worden. Über den Staatsbürgerkundeunterricht an den Schulen wurden dafür Grundlagen geschaffen. Die Sektionen Marxismus-Leninismus an den Hochschulen und Universitäten bildeten Jahr für Jahr viele Studierende aus, die dann als HochschullehrerInnen oder im Parteiapparat eingesetzt wurden. Ein Studium der Politischen Ökonomie z.B. umfasste neben der Politischen Ökonomie des Kapitalismus und der Sozialismus Fachgebiete, wie Mathematik (sehr ausführlich), Statistik, Kybernetik, Betriebswirtschaft, Volkswirtschaftsplanung, Naturwissenschaftlich-technische Grundlagen, Geschichte der Politischen Ökonomie, Geschichte der Arbeiterbewegung, Philosophie (einschl. Philosophiegeschichte), Wirtschaftsgeschichte u.a. Formal gesehen war also die Möglichkeit einer auf breiter Basis getragenen Entwicklung des Denkens in Anschluss an Marx gegeben. Die Gleichzeitigkeit von „Verstaatlichung“ und „Akademisierung“ jeglicher Debatten erwies sich jedoch als das entscheidende Hindernis dafür. Jede

Diskussion verknüpfte sich unvermittelt mit der Machtfrage – mit der Macht im Staat und mit der Macht im akademischen Geschäft.<sup>11</sup>

Die marxistische politische Bildung wurde nicht als Wissensproduktion, sondern lediglich als Verbreitung von durch AkademikerInnen und FunktionärInnen produziertem Wissen gefasst. Das wesentliche Element marxischen Erkennens und seines Verständnisses von Weltveränderung, die Kritik, wurde in nur geringem Maße auf die Lebensrealität der TeilnehmerInnen an diesen Lernprozessen angewandt. Die Akademisierung schlug unvermittelt in eine Hierarchisierung von Wissen um: über dem „akademischen Marxismus“ stand die Staat- bzw. Parteiräson (gewissermaßen der Erfahrungsmarxismus der Führungsschicht), unter ihm der „Marxismus der Massen“. Zwar war es üblich, dass GesellschaftswissenschaftlerInnen mit PartnerInnen in der Praxis zusammenarbeiteten. Es war üblich und gefordert, dass wissenschaftliche Studien durch umfangreiche Praxisuntersuchungen fundiert wurden. Der Filter der akademischen Rituale, Abläufe und Sprache „entfremdete“ das so entstehende Wissen aber den „Massen“.

Das umfangreiche Studium der Klassiker des Marxismus und die breite Anlage gesellschaftswissenschaftlicher Aus- und Weiterbildung (Einheit von Philosophie, Ökonomie, Politik, Geschichte) wurden vor dem skizzierten Erfahrungshintergrund der Führungsschichten der ersten Generation so eng geführt. Dissidente Strömungen innerhalb linken Denkens des 20. Jahrhunderts oder moderne bürgerliche Schulen wurden bestenfalls als Bezugspunkt von Polemik bzw. Widerlegung (selten tatsächlicher Kritik) erwähnt, der Zugriff auf die Quellen war sehr schwierig und wurde ggf. kriminalisiert. Verstaatlichung und Akademisierung führten so in einen erheblichen Verlust der Kritikfähigkeit. Kritik war und ist aber Ausgangspunkt und Kern des Denkens in Anschluss an Marx. Die durch Breite und Art der Bildung eigentlich eingeforderte und ermöglichte Kritikfähigkeit wurde durch die Rahmenbedingungen wieder zurückgenommen. Das mag auch eine Ursache der geringen Akzeptanz der Gesellschaftswissenschaften in den Massen gewesen sein. So war keine fundierte offene Auseinandersetzung mit dem „Alltagsverstand“ möglich. In der Agitation wurde der Marxismus in ein Korsett gezwängt, das die kleinbürgerliche Lebensweise der „normalen Menschen“ nicht in Frage stellte.

---

<sup>11</sup> Liest man heute die negativen Urteile von KollegInnen über Kohlmey, Seidel oder Ruben, so entsteht der Eindruck, dass hier auch und nicht zuletzt Karrierebedürfnisse und persönliche Abrechnungen eine Rolle gespielt hatten.

## Die persönliche Seite

Marxismus in der DDR war allein schon vor dem Hintergrund der skizzierten Geschichte nicht einfach ein intellektuelles Konstrukt. Beträchtliche Teile der Nachkriegsgeneration wuchsen wenigstens mit in das Alltagsbewußtsein diffundierten Elementen des marxischen Erbes auf. Es konstituierte sich ein sozialer Raum, eine Kultur, die wie schon früher im marxischen Denken einen Bezugspunkt zum Verständnis und zur Veränderung der Gesellschaft fand. „Marxistisch“ und „kommunistisch“ wurden teilweise synonym gebraucht. Die institutionelle Verankerung war dabei ein Rahmen, aber nicht Ursache. Die in der DDR entstehende Lebensweise brachte neue Interessenstrukturen und neue Widersprüche hervor. Für die Nachkriegsgenerationen waren diese Widersprüche der Bezugspunkt der Aneignung des Marxschen Erbes – weniger die Auseinandersetzungen der zwanziger und dreißiger Jahre. Allerdings wirkten hier die alten Widersprüche und Netzwerke, weitergegeben von den LehrerInnen auf die SchülerInnen sowie vermittelt durch Verhaltensnormen und Riten (sowohl innerhalb der politischen Organisationen wie auch im akademischen Raum) fort. Das Unausgesprochene und als unaussprechbar Angedeutete war aber eine Erkenntnisgrenze einer der Keime der Auflösung.

Die Aneignung des marxischen Denkens und der Traditionen seines Handelns unter den Bedingungen einer neuen Machtkonstellation und des selbst auferlegten Anspruchs, eine andere Gesellschaft als die bürgerliche zu entwickeln, erzwang geradezu, den „ganzen Marx“ zur Kenntnis zu nehmen – in seiner Entwicklung und Widersprüchlichkeit. Die daraus entstehende Art, Welt anzuschauen umfasste in diesem Sinne eben nicht nur Marx, sondern auch die Quellen und die Art seines Denkens als bürgerlich-humanistisch gebildeter Weltbürger. Sie erfasste gleichfalls die Weltansichten von KünstlerInnen und NaturwissenschaftlerInnen, die sich positiv oder auch kritisch – oder auch gar nicht auf Marx bezogen. Es waren nicht die studierten Werke, die einen sich als Marxisten betrachten ließen, sondern Qualitäten, wie, sich als Teil von Geschichte zu betrachten, Widersprüchlichkeiten in der Gesellschaft aufspüren und verstehen zu wollen, die Praxis als Ausgangs- und Endpunkt wissenschaftlichen und politischen Tuns zu begreifen und nicht zuletzt auf die Kraft der Selbstveränderung von Menschen zu bauen. Diese weltanschauliche Seite war das entscheidende Bindeglied zur gesellschaftlichen Praxis und stimulierte natürlich auch immer einen Rückgriff auf Marx und dessen Kritik. Sie erlaubte es auch Nicht-AkademikerInnen, über den so entstehenden sozialen Raum einen Zugang zu Wissenschaft zu gewinnen und wissenschaftliche Diskurse mitzugestalten und die weiter oben beschriebene Tendenz

der „Entfremdung“ zu durchbrechen. Freilich war dies nicht gerade massenhaft der Fall – aber die Möglichkeit war geschaffen. In diesem Sinne war Marxismus in der DDR nicht zu viel, sondern in viel zu geringem Maße „Weltanschauungs-marxismus“.

Gleichzeitig war dies aber auch der Punkt, an dem die entstandene Weltanschauung in Konflikt mit verschiedenen gesellschaftlichen Normen trat: Auf der einen Seite mit karriereorientierten Teilen des Partei- und Staatsapparates, auf der anderen Seite mit dem Alltagsbewusstsein, das weitgehend kleinbürgerlich geprägt war. Für diese beiden Pole war Marxismus nicht Weltanschauung und nicht Theorie, sondern eben nur Bedarfsideologie. Damit wurde eine fruchtbare Kombination von „Alltagsmarxismus“, Wissenschaft und politische Konzeptionsbildung weitgehend blockiert. Dieses Problem war und ist allen Marxismen, auch dem „westlichen“ bis heute gemeinsam. Genau betrachtet ist diese Situation eigentlich Normalität.

### **Der produktive Kern des Scheiterns**

Das Scheitern des DDR-Marxismus und der Realsozialismus haben genau betrachtet keine innerwissenschaftlichen Ursachen. Auch die Inanspruchnahme der Wissenschaft durch Politik und Ideologie ist nicht das eigentliche Problem. Das Scheitern ist in erster Linie ein kulturelles Versagen und die Akademisierung des Marxismus ist deren äußeres Zeichen. Marx in der eingangs erwähnten Feuerbachthese und Zetkin in ihrer Charakteristik des Thälmannschen ZK der KPD verweisen beide auf den „Erhabenheitsanspruch“. Ein solcher Anspruch steht einem Denken in Anschluss an Marx diametral entgegen. Ein solches Denken fordert, sich in Widersprüchen zu bewegen, sich als Teil der Geschichte, also auch ihrer Probleme zu sehen und immer wieder eigenes Handeln in Frage zu stellen – eben Kritikfähigkeit. Selbst breiteste Bildung führt nicht dazu, dass „die Idee die Massen ergreift“, wenn sie nicht in einem entsprechenden kulturellen Raum verankert ist. Will man das Scheitern des DDR-Marxismus produktiv machen, so stellt sich für die heutigen linken Bewegungen tatsächlich die Organisationsfrage und die Frage nach Art und Stellenwert des Lernens in den eigenen Strukturen wie auch die der Intensität und Charakter der Verbindungen zu den „Anderen“.

## Literatur

- Behrens, Fritz. 1976. *Grundriss der Geschichte der Politischen Ökonomie. Band II Die Marxsche Politische Ökonomie*. Berlin: Akademie-Verlag.
- Černý, Jochen. 1992. *Wer war wer - DDR*. Berlin: Ch. Links.
- Honecker, Erich. 1980. *Aus meinem Leben*. Berlin: Dietz Verlag.
- Hopfmann, Arndt. 1997. "Fritz Behrens – ein Wissenschaftlerleben zwischen Aufbruch, Anpassung, innerem Widerstand und Resignation." *Utopie kreativ* (76 (Februar 1997)):73-76.
- Kießling, Wolfgang. 1994. *Partner im "Narrenparadies". Der Freundeskreis um Noel Field und Paul Merker*. Berlin: Karl Dietz Verlag.
- Kinner, Klaus. 2002. "Die Luxemburg-Rezeption in KPD und Komintern." In *Rosa Luxemburg. Historische und aktuelle Dimensionen ihres theoretischen Werkes*, edited by Klaus Kinner and Helmut Seidel, 305-317. Berlin: Karl Dietz Verlag.
- Krinn, Carsten. 2007. *Zwischen Emanzipation und Edukationismus. Anspruch und Wirklichkeit der Schulungsarbeit der Weimarer KPD, Geschichte und Erwachsenenbildung*. Essen.
- Kuczynski, Jürgen. 1977. "Die Schule Eugen Vargas." In *Studien zu einer Geschichte der Gesellschaftswissenschaften Bd. 7 Gesellschaftswissenschaftliche Schulen*, edited by Jürgen Kuczynski, 13-53. Berlin: Akademie-Verlag.
- Kuczynski, Jürgen. 1989. *Alte Gelehrte*. Berlin: Akademie-Verlag.
- Kuczynski, Jürgen. 1997. *Freunde und gute Bekannte. Gespräche mit Thomas Grimm*. Berlin: Schwarzkopf&Schwarzkopf.
- Kuczynski, Jürgen, and Wolfgang Steinitz, eds. 1947. *Diskussion über das Buch Veränderungen in der kapitalistischen Wirtschaft im Gefolge des zweiten Weltkrieges. 1. Beiheft zur Sowjetwissenschaft*. Berlin: Kultur und Fortschritt G.M.B.H.
- Lenin, W.I. 1974. "Geschichtliches zur Frage der Diktatur." In *Lenin Werke Band 31*. Berlin: Dietz Verlag.
- Marx, Karl. 1981 (1845). "[Thesen über Feuerbach]." In *Karl Marx/ Friedrich Engels Werke, Bd. 3*. Berlin: Dietz Verlag.
- Oelßner, Fred. 1952. *Rosa Luxemburg. Eine kritische biographische Skizze*. Berlin: Dietz Verlag.
- Reuter, Elke, Wladislaw Hedeler, Horst Helas, and Klaus Kinner, eds. 2003. *Luxemburg oder Stalin. Schaltjahr 1928 - Die KPD am Scheideweg. Eine kommentierte Dokumentation*. Edited by Klaus Kinner. Vol. IV, *Geschichte des Kommunismus und Linkssozialismus*. Berlin: Karl Dietz Verlag.
- Schröder, Wilhelm Heinz. 1976. "Sozialstruktur der sozialdemokratischen Reichstagskandidaten." In *Herkunft und Mandat. Beiträge zur Führungsproblematik in der Arbeiterbewegung*, edited by Otto Brenner Stiftung. Frankfurt/Main
- Köln: Europäische Verlagsanstalt.
- Varga, Eugen. 1955. *Grundfragen des Ökonomik und Politik des Imperialismus (nach dem zweiten Weltkrieg)*. Berlin: Dietz Verlag.
- Wolf, Herbert. 1994. "Einfluß und Elend der marxistischen Theorie im DDR-Sozialismus oder auch: Starb der Sozialismus an Marx oder Marx am "realen Sozialismus" (Falls beide überhaupt tot sind)." In *Ansichten zur Geschichte der DDR, Band III*, edited by Dietmar Keller, Hans Modrow and Herbert Wolf, 9-69. Bonn/Berlin: Verlag Matthias Kirchner.